

Fettwanst, Football und Fliwatüt

Oper auf DVD und Blu-ray:
die besten Neuerscheinungen der letzten Wochen

Der lange vergessene „Ercole Amante“ von Francesco Cavalli aus dem Jahr 1662 ist eine der bedeutendsten kunstpölitischen Opern. Wollte doch Frankreichs Regent, der ursprünglich aus Italien stammende Kardinal Mazarin, anlässlich der Vermählung von Ludwig XIV. einen Triumph der italienischen Oper als klingendes Propaganda-Instrument in Paris inszenieren.

Mazarins Wahl fiel auf den Monteverdi-Nachfolger Cavalli (1602-76), der extra nach Paris reiste. Doch das für die Oper geplante Theater im Tuilerien-Palast wurde nicht rechtzeitig fertig, zur Hochzeit gab man ein älteres Cavalli-Werk, ein Jahr später starb Mazarin. Als „Ercole amante“ herauskam, war es ein Flop, der eifersüchtige Lully, der die Balletteinlage beisteuerte, hatte dagegen intrigiert, und zudem wurde hier der verliebte Superheld der Antike in seinem amourösen Rasen, das sich wegen der fremden Prinzessin Iole gegen Frau Deianira und Sohn Hyllus richtet, eher lächerlich gemacht. Cavalli kehrte als gebrochener Mann nach Venedig zurück.

Optisch sieht die Aufführung der Pariser Opéra-Comique fein aus, Valérie Lesort und Christian Hercq bemühen so minimalistische wie opulente Ästhetik mit sprechenden und grabschenden Pflanzen, singenden Sonnen, Venus im Fliwatüt, Fettwansten im Dicksuit, einem Alten im Efeugrab, Neptun im U-Boot, Juno im Fesselballon und am Ende Herkules am Sternenhimmel. Nur Personenführung ist da nicht viel.

Dafür klingt es exquisit. Raphaël Pichon und seine Pygmalion-Kollektive sowie ein erstklassiges Sängersenemble haben den rhetorisch versatilen Cavalli-Ton in vielfältigen Schattierungen drauf. Anita Bonitatibus ist neuerlich als mezzosatte Juno dabei. Nahuel di Pierro ist ein vorbildlich dämlicher Herkules samt schöner Basstiefe. Giuseppina Bridelli gibt die edle leidende Deianira, die koloraturgewandte Francesca Aspromonte die Iole. Krystian Adam tenorleuchtet als Hyllus, Counter-Altstar Dominique Visse kiest komisch den Lichas.

Beim Donizetti-Festival in Bergamo wurde 2019 erstmals die kritische Fassung der „Lucrezia Borgia“ vorgestellt, jener inzwischen oft nicht nur als Primadonnen-Vehikel gespielten, überbordend melodieseligen Oper um die (fälschlich) selbst den eigenen Sohn vergiftende Papst-Tochter und Herzogin von Ferrara. Die neue Version beinhaltet etwa eine Eingangs-Cabaletta für Lucrezia, einen anderen, dramaturgisch glaubwürdigeren Schluss und eine Alternativ-Arie für den Sohn Gennaro, alle analog zu Donizettis Pariser Version letzter Hand.

Als hier gefördertes Nachwuchstalente singt der junge Baske Xabier Anduaga den Gennaro mit Verve, Musikalität und metallisch glänzender Höhe. Glaubwürdig, aber dennoch stimmfrisch verkörpert Carmela Remigio seine Mutter. Marco Mimica ist ein düsterer Don Alfonso-Gatte, Varduhi Abrahamyan durchschnittlicher Mezzo fällt als baladensingender Page Maffio Orsini ab. Gut ausgewogen, schön in der Färbung der Instrumentalsoli dirigiert Riccardo Frizza mit Sachverstand. Während die düster spartanische Inszenierung von Andrea Bernard Regietheater behauptet und italienische Opernklischees einlöst.

Bei „The Great Scott“, dieser höchst unterhaltsamen Uraufführung Anno 2015 in Dallas, war wirklich alles drin: Oper und Football. Drama und Buffa. Hinterbühnen-Klatsch und Musiktheater-Klischees. Ein böser Sopran und ein zweifelnder Mezzosuperstar. Noch ein Mezzo, ein älterer Superstar, aber nicht von gestern. Ein dummer Tenor und ein exhibitionistischer Bariton. Noch ein sexy Bariton, der sich aber nicht frei macht. Ein schwuler Inspizient als Countertenor und ein Schoßhündchen namens Lucia. Eine falsche Belcanto-Delikatesse und viel gaumenfreundliche Klänge von heute. Schlechtes Ballett und ein (fast) perfektes Szenario. Musical-Anspielungen und Operetten-Reminiszenzen. Broadway und Hollywood. Sehr amerikanische Opernprovinz und



globale Singspielsituationen. Viel Gelächter, aber auch feines Berührtsein. Ein Erdbeben und ein Fast-Vulkanausbruch.

Das und noch viel mehr gehört zu einer neuen Backstage-Oper, eine Art „All About Eve“ des Musiktheaters samt gefaktem Donizetti-Pasticcio namens „Rosa Dolorosa, figlia de Pompeii“, die jeder sofort kapiert. Außerdem werden albernes, anrührendes Theaterfutter sowie wunderbare Rollen geboten. Und es darf lauthals gelacht werden. Librettist Terence McNally, Komponist Jake Heggie, Dirigent Patrick Summers und Broadway-Regisseur Jake O'Brien, haben ganze Arbeit geleistet.

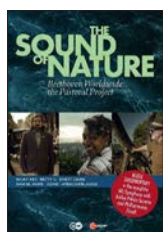
Die veredelt wird durch eine All-Star-Besetzung, die absolut goldrichtig ist: Die Primadonna Arden Scott ist grandios selbstironisch Joyce DiDonato als Yankee-Diva mit Herz und Schnauze, ihre jüngere Rivalin gibt soprangiftfunkelnd Ailyn Pérez, Nathan Gunn ist der Lover mit der breiten Baritonbrust, Frederica von Stade die mütterliche Operndirektorin und Countertenor Anthony Roth Costanzo der hysterisch-anrührende Inspizient.

Manuel Brug

Cavalli: Ercole Amante; Nahuel di Pierro, Anna Bonitatibus, Giuseppina Bridelli, Francesca Aspromonte, Krystian Adam u. a., Ensemble Pygmalion, Raphaël Pichon; Regie: Valerie Lesort, Christian Hercq (2019); Naxos

Donizetti: Lucrezia Borgia; Carmela Remigio, Marco Mimica, Xabier Anduaga, Varduhi Abrahamyan u. a., Coro del Teatro Municipale di Piacenza, Orchestra Giovanile Luigi Cherubini, Riccardo Frizza; Regie: Andrea Bernard (2019); Dynamic

Heggie: The Great Scott; Joyce DiDonato, Ailyn Pérez, Frederica von Stade, Nathan Gunn, Anthony Roth Costanzo u. a., Orchestra and Chorus of The Dallas Opera, Patrick Summers; Regie: Jack O'Brien (2015); Erato/Warner



Musik
★★★★☆
Inhalt
★★★★★
Ton/Bild
★★★★★

The Sound Of Nature. Beethoven
Worldwide: The Pastoral Project; Buch/
Regie: Grete Liffers (2020); C Major

Raue Krater, dampfende Erde, klirren-des Eis, bunte Vögel, satte Regenwälder – atemberaubende Bilder, faszinierende Totale, gezoomte Details. So kann Natur aussehen. Der Kontrast: Müllberge, Hochhäuser, ausgedorrte Täler. „The Pastoral Project“ dockt bei Beethovens „Pastoral-Sinfonie“ an. „Mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei“ wollte der Komponist. Ob Beethoven alles, was er sei, in seiner Sechsten verkörpere, wie der durch die Dokumentation führende Geiger Daniel Hope behauptet, darf man hinterfragen. Ein bisschen mehr ist es schon. Doch die Idee, Beethovens Passion für die Natur aufzugreifen und Musiker im 21. Jahrhundert sich davon inspirieren zu lassen, regt zum Nachdenken an.

Hintergrund ist die Bedrohung unseres Planeten durch den Klimawandel. Musiker und Ensembles aus fünf Kontinenten versuchen mit ihrer Kunst ein Zeichen zu setzen. Der Australier Brett Dean hat eine eigene „Pastorale“ komponiert, seine Klänge sind der Natur abgelauscht. In Kolumbien klagen die Texte der Rockband „Aterciopelados“ den Raubbau an der Natur an. Der indische Musikstar Ricky Kej versucht Kindern ein Umweltbewusstsein nahezubringen. In Island warnt die Jazzformation „ADHD“ vor dem Verschwinden von Gletschern, oder in Äthiopien pflanzt die Afropop-Königin Betty G Bäume. Regisseurin Grete Liffers setzt auf schnelle Schnitte von Kontinent zu Kontinent, von Statement zu Statement, es gilt eine Menge Text und Musik aufzunehmen. Zwischendrin immer wieder Ausschnitte aus Beethovens Pastorale zu eindrucksvollen Bildern, auch wenn ein wildes Meer nichts mit der beschaulichen „Szene am Bach“ zu tun hat. Zwar wird Beethovens Musik als „Malerei“ benutzt, doch wenn so zumindest ein Funken Bewusstsein für die Bedrohung der Natur erreicht wird, ist das nicht das Schlechteste.

Elisabeth Richter



Musik
★★★★
Inhalt
★★★★
Ton/Bild
★★★★★

A World Without Beethoven? Doku-
mentation mit Sarah Willis (2020);
C Major

Eine Welt ohne Beethoven – undenkbar? Aber inwiefern? Die Hornistin Sarah Willis hat sich auf die Suche nach Antworten begeben und Musiker, Manager und Politiker befragt, was ihnen Beethoven bedeutet. Dabei bleibt sie nicht im Teichbecken der Klassik stecken, sondern fischt auch in anderen Gebieten: Sie fragt, inwieweit das Vier-Noten-Motiv aus der fünften Sinfonie Spuren in der Rockmusik hinterlassen hat. Willis besucht beispielsweise Rudolf Schenker, den Gitarristen der „Scorpions“, oder Ian Anderson von „Jethro Tull“. Es ist eine Spurensuche, die virtuos Genres verbindet und Grenzen aufreißt.

Im nächsten Schritt stellt sich Willis an berühmten Orten vor, dem Wiener Musikverein und in der New Yorker Carnegie Hall: Was bedeutete Beethoven für den damaligen, was für den heutigen Konzertalltag? Die Antworten erfolgen nicht immer systematisch, sondern fügen sich wie in einer großen Collage. Auch bleiben die Antworten oft vage: Beethovens Werke könne man Jahr für Jahr als Zyklus anbieten, erklärt Clive Gillinson, Direktor der Carnegie Hall.

Zurück in Berlin, möchte Sarah Willis von Norbert Lammert wissen, ob der Text oder die Musik für die Popularität der neunten Sinfonie von größerer Bedeutung sei, Stichwort Europahymne. Jan Lisiecki, Gabriela Montero, Vyn Dyke Parks, Gaby Moreno, John Williams, Paavo Järvi, Wynton Marsalis (sehr erhellend!) – der Film folgt einer eigenen Dramaturgie und vermittelt zugleich ein Sich-Treiben-Lassen. Die Übergänge sind teils organisch, teils überraschend. Willis stellt viele Fragen und erhält einen Strauß von Antworten, der mal etwas oberflächlich bleibt, mal beliebig wirkt, mal in die Tiefe abtaucht. Kosmos Beethoven in 112 Minuten? Unlösbar.

Christoph Vratz



Musik
★★★★★
Inhalt
★★★★★
Ton/Bild
★★★★★

Piazzolla. The Years Of The Shark; Buch/
Regie: Daniel Rosenfeld (2018); EuroArts

Zehn Kilo wiegt ein Bandoneon. Schweißtreibend, viele Konzertausschnitte zeigen es. Kraftzehrend. Kraft, die Astor Piazzolla auch benötigte, wenn er aufs Meer hinausfuhr und Haie fing. „Für die Haie muss ich stehen können. Ich kann keine Gallensteine, Nieren- oder Rückenprobleme haben. Für das Bandoneon ist es das gleiche.“ Für Regisseur Daniel Rosenfeld öffnete die Familie Piazzolla ihre Archive. Eine Fundgrube mit Interviews auf Tonband-Kassetten der Tochter Diana und privaten Filmaufnahmen. So kommt die Dokumentation ohne Erzähler aus. Piazzolla selbst und andere führen durch das Leben des großen Bandoneonisten und Komponisten.

Man sieht ihn am Bandoneon „arbeiten“, die Klänge aus dem Instrument herausziehen, indem er dort hineinzukriechen scheint. Man erfährt von seiner revolutionären Erfindung des „Tango nuevo“, der mit dem tanzbaren „Tango Argentino“ nichts mehr zu tun hat. Und von den Anfeindungen und Drohungen, die auf ihn niederprasselten. Die privaten Fotos und Filmausschnitte zeigen die Familie am Meer, Piazzolla in New York, wo er als Kind lebte, wo er für seinen von Heimweh geplagten Vater Bandoneon spielen musste. Die Nostalgie dieser alten Filmaufnahmen passt wunderbar zur Melancholie von Piazzollas Musik.

Piazzollas Sohn Daniel gab die Anregung zur Dokumentation. Man sieht ihn anfangs, wie ihm das Konzept einer Piazzolla-Ausstellung gezeigt wird, am Schluss läuft er durch die fertige Ausstellung. Er fährt mit melancholischem Blick durch die Straßen, verrät, dass ihm der Rat an den Vater, doch einmal einen Gang zurückzuschalten, eine zehnjährige Kontaktpause einbrachte. Wie Piazzollas Musik zwingt der sensibel geschnittene Film zur Konzentration. Wer nicht Spanisch kann, muss aufpassen, dass er die Untertitel schnell erfasst. Aber das ist nur eine kleine Hürde.

Elisabeth Richter